Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 114 Bromberg, den 11. November 1924

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(6. Fortsetzung.)

Die Chauffeure erzählten folgendes: Ein Arbeiter röstete ein Stück Mamaliga über einem Feuerchen, das er völlig ausgetreten haben wollte, bevor die Sprengung erfolgte. Der durch die Explosion verursachte Luftdruck oder ein plötzlich einsetzender Wind brachte aber eine noch glimmende Kohle zum erneuten Aufflammen. Sie beobachteten dann noch, daß der deutsche Ingenieur wie ein Irrsinniger zum Feuer hinlief. Aber bevor er es erreichte, stand alles in Flammen. Infolge des dichten Rauches konnten sie dann nichts weiter erkennen.

„Hat sich der deutsche Ingenieur gerettet?" fragte Sanders eifrig.

„Der ist verloren", war die Antwort. „Er befand sich mitten in den glühenden Stichflammen."

„Ehre dem tüchtigen Manne", sagte Sanders leise. „Er starb als Held auf dem Schlachtfelde seines Berufes."

„Was wird nun aus unserer Nordpolfahrt?" fragte Linda.

„Die ist mit dem Toten begraben."

Sie fuhr auf.

„Ein Mann der Tat und des Lebens wollen Sie sein und lassen sich durch den ersten Unglücksfall abschrecken? Ich verlange von Ihnen, daß wir beide das Vermächtnis des Toten fortsetzen."

„Ich halte den ganzen Plan für viel zu phantastisch."

„Gestern noch waren Sie anderer Meinung."

„Mir fehlt die genaue Kenntnis der technischen Erfordernisse, wie der Verstorbene sie besaß."

„Dann müssen wir uns einen anderen genialen Techniker suchen. Außerdem besitzen Sie ja doch die Denkschrift, in welcher alles Nötige enthalten ist."

„Jener Flugzeugfabrikant in Gotha, der im geheimen seine Fahrzeuge mit großem Aktionsradius erbaut hat, wird uns wohl kaum eine seiner Maschinen zur Verfügung stellen."

„Das käme auf einen Versuch an. Ich nehme es auf mich, den Mann zu gewinnen."

„Ihre Energie ist groß", meinte Sanders bewundernd. „Ich glaube tatsächlich, Sie können manches erreichen, was uns Männer unmöglich dünkt."

„Eine Frau, die unbeirrt ihrem Ziele nachgeht, wird es fast immer erringen", sagte Linda. „Schwierigkeiten verdoppeln nur meine Ausdauer."

Sanders machte einen letzten Versuch.

„Das ganze Unternehmen wird an der Geldfrage scheitern. Schon der vorbereitende Erkundungsflug soll anderthalb Millionen Dollar kosten."

„Eine halbe Million gebe ich. Den Rest wird Herr Stratoff zur Verfügung stellen."

„Das darf nie sein", rief Sanders erschrocken.

„Warum?"

„Ich dulde nicht, daß Sie sich in die Hände dieses rücksichtslosen Abenteurers begeben."

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?"

„Weil ich weiß, daß der skrupellose Russe Sie erringen will."

„Verriet Ihnen das auch Ihre Wünschelrute?" fragte die junge Frau spöttisch.

„Ja, sie verriet es mir", sagte Sanders.

Und er berichtete ein wenig beschämt, wie er gegen seinen Willen Zeuge der nächtlichen Unterhaltung geworden war.

Linda ließ ein kurzes Lachen hören.

„Sie sind ja sehr besorgt um mich. Aber ängstigen Sie sich nicht. Diesem Kirgisen gegenüber halte auch ich jedes Mittel für erlaubt. Ich will ihn in ständiger Hoffnung halten, bis er ganz zahm wird. Doch gewähren werde ich ihm niemals das Geringste."

„Ein gefährliches Spiel. Hüten Sie sich. Dieser Stratoff ist gerissen und kennt keine moralischen Hemmungen. Ich fürchte für Sie."

„Mich reizt jede Gefahr."

„Wissen Sie übrigens, daß der erschossene Russe ebenfalls ein Kirgise war?" fragte Sanders. „Stefanescu erzählte es mir vorhin, daß der Bukarester Kriminalbeamte es telegraphiert habe."

Linda dachte einen Augenblick nach. Dann fuhr sie auf:

„Jetzt wird mir alles klar! Jener Kirgise war ein Angestellter Stratoffs, der in seinem Auftrage den Diebstahl unternahm. Mich wollte er dann für den Verlust seines kostbaren Platinschreines verantwortlich machen, um mich wenigstens moralisch in seine Hände zu bekommen."

„Unglaublich!" rief Sanders.

„Warum wurde mein Schmuck nur zum Schein gestohlen und so offensichtlich hingelegt, daß man ihn sofort wiederfinden mußte? Warum erschoß Stratoff in scheinbarer Wut den Kirgisen? Weil jener sich hatte fassen lassen und weil Stratoff fürchtete, daß bei einer Untersuchung Belastendes gegen ihn herauskäme."

Es dauerte einige Zeit, bis der etwas schwerfällige Deutsche die blitzartige Intuition der jungen Frau erfaßte. Was ihr ein spontanes Gefühl eingab, mußte er sich erst logisch zurechtlegen.

„Sie können recht haben", sagte er langsam.

Die Prinzessin und Stratoff kamen im Auto der Fürstin an, das man ihnen entgegengeschickt hatte.

„Wir wollen nach Hause fahren", bat die Prinzessin. „Ich bin krank von all der Aufregung und vermag den Gestank von Rauch und Petroleum nicht mehr zu ertragen."

„Fahre in meinem Wagen nach Campina", sagte Linda, „dort findest du im Direktionsgebäude Unterkunft und Pflege. Ich muß erst noch die weitere Entwicklung hier abwarten."

Aber die Prinzessin bat derart dringend, sie nicht allein fahren zu lassen, daß Sanders vermittelte.

„Ich schlage vor, wir fahren zunächst alle nach Campina. Dort erfragen wir bei der Direktion, welche Maßnahmen zur Bekämpfung des Brandes getroffen sind. Wir können uns dann in Ruhe den besten Punkt aussuchen, von dem aus wir alles zu übersehen vermögen."

Man bestieg die Autos. Der direkte Weg nach Campina war durch dicke Rauchschwaden versperrt. Man mußte einen großen Umweg durch einen Teil des Ölfeldes machen.

Überall traf man helle Aufregung. Immer noch eilten Neugierige und Hilfsbereite von allen Seiten herbei. Die Arbeiter der benachbarten Werke hatten ihre Arbeitsräume verlassen und betrachteten in dichten Haufen die ungeheure schwarze Pinie der brennenden Ölquelle.

Stratoffs Auto, das voranfuhr, bahnte sich nur mühsam seinen Weg. Die Prinzessin lag leise stöhnend in einer Ecke des Wagens und hielt sich ihren schmerzenden Kopf. Zu den Leiden ihrer plötzlichen Migräne kam noch die Wut auf Stratoff, der sich überhaupt nicht um sie kümmerte.

Linda und Sanders hatten sich nach rückwärts gewandt, um keinen Blick von dem überwältigenden Schauspiel zu verlieren. Instinktiv spielte die Silberrute in seinen Händen. Linda bemerkte es.

„Ihre Rute dreht sich. Bedeutet das etwas?"

Jetzt erst wurde er achtsam und stellte seine Aufmerksamkeit ein.

„Merkwürdig," sagte er schließlich, „ich erhalte Strahlungen wie von jenem Kirgisen, der heute morgen von Stratoff erschossen wurde."

„Woher kommen die Strahlen?"

Sanders wies auf die im Innern des Wagens angebrachte linke Seitentasche.

Sofort griff Linda hinein und zog ein rotes Juchtenportefeuille heraus.

„Es gehört Stratoff", sagte sie lebhaft. „Er saß vorhin in diesem Wagen."

Die Rute zuckte verstärkt. Ohne Zögern öffnete Linda das Ledertäschchen. Unter anderen Papieren fand sie ein beschmutztes Dokument mit amtlichem Siegel.

„Ist es das?" fragte sie.

Sanders legte das Papier auf seine Knie. Die Rute zuckte verstärkt lebhaft.

Er barg die Wünschelrute und ergriff das Dokument. Es war russisch geschrieben. Linda blickte über seine Schulter und las. Dann rief sie erregt:

„Ein Sowjetpaß für den Kirgisen Iwan Kermaloff auf Kalmikowskaja. Begreifen Sie nun?"

Sanders überlegte einen Augenblick, dann erwiderte er: „Der Ermordete war eine Kreatur Stratoffs. Ihre Vermutung stimmte, Fürstin."

„Jetzt habe ich diesen Bolschewisten in der Hand!" rief Linda triumphierend.

Sie erreichten die ersten Häuser von Campina. Rasch barg Linda das Portefeuille Stratoffs in der Wagentasche. Den russischen Paß steckte sie ein.

Die Autos hielten. Ein Angestellter der Petroleumkompagnie empfing sie. Auf ihre raschen Fragen erteilte er Auskunft.

Der Herr Direktor war im Begriff, zusammen mit Herrn Jorga und dem deutschen Ingenieur das Rettungswerk zu organisieren.

„Wie heißt der deutsche Ingenieur?" fragte die Fürstin rasch.

„Es ist ein Herr Nagel."

„Gott sei Dank, er ist gerettet", rief Linda und wandte sich lebhaft an Sanders. „So bleibt es bei unserer Reise."

„Wie war es möglich, daß Herr Nagel nicht verletzt wurde?" fragte Sanders.

„Im letzten Augenblick vermochte er sich vor dem Feuer in Sicherheit zu bringen. Nur die Haare sind ihm etwas versengt, und sein Anzug ist angekohlt."

„Der Mann hat Glück", meinte Stratoff. „Von dem werden wir noch mehr hören."

„Ich denke, sogar in Verbindung mit Ihnen", sagte die Fürstin bedeutungsvoll.

13.

Der Abend vereinte den gleichen Kreis auf der Terrasse von Schloß Saratu, vergrößert durch Nagel und Jorga.

Die Explosion der Ölquelle bildete das Hauptgesprächsthema. Stefanescu erhob sein Glas.

„Ich trinke auf den Helden des Tages, meinen verehrten Freund Herrn Sanders. Durch seine wunderbare, fast unglaublich erscheinende Zauberkunst fand er den gestohlenen Schmuck der Fürstin wieder, machte den Dieb ausfindig und entdeckte zum Schluß noch die Kassette Herrn Stratoffs. Dann ließ er seine baguette divinatoire an unserem Bohrloch spielen, wo das Öl genau in der von ihm angegebenen Tiefe und unter dem vorausgesagten Druck gefunden wurde. Nach diesen ans Fabelhafte grenzenden Erfolgen kann ich mich dafür verbürgen, daß unsere Gesellschaft alle Bedingungen des Herrn Sanders erfüllen wird, und hoffe sehr, daß wir noch eine lange und erfolgreiche Zeit miteinander verleben werden. Auf Ihre Gesundheit!"

Sanders verbeugte sich dankend und erwiderte:

„Ihre freundlichen Worte sind sehr ehrenvoll für mich. Doch muß ich einen großen Teil meiner heutigen Erfolge auf eine Reihe glücklicher Umstände zurückführen. Nach meiner Ansicht ist Herr Jorga der Held des Tages, dem es gelang, in so überraschend kurzer Zeit durch seine vorzüglich durchdachten Maßnahmen den Brand der Ölquelle zu löschen."

Jorga lehnte geschmeichelt ab.

„Wir sind auf derartige Zufälle durch die neuesten Löschvorkehrungen vorbereitet", erklärte er. „Unsere Rettungskolonne, die mit Asbestanzügen und Sauerstoffatmungsapparaten ausgerüstet ist, war rasch beisammen und folgte mir in mustergültigem und aufopferungsvollem Mute, so daß wir durch Anwendung von Stickstoffbomben den Brand zu bekämpfen vermochten. Jetzt ist die Rohrleitung bereits an das Bohrloch angeschlossen, und in der Minute laufen 1000 Liter Petroleum in unsere Tanks."

„Nach meiner Meinung ist Herr Nagel der Held des Tages", sagte die Prinzessin. „Herr Sanders leistete Staunenswertes. Aber er tat es, um uns den Beweis seiner wunderbaren Befähigung zu bringen. Herr Jorga war unermüdlich und tapfer, doch tat er nur, was ihm seine Stellung gebot. Herr Nagel dagegen setzte sein Leben aufs Spiel und trotzte dem fast sicheren Tode, um ein Unglück zu verhüten, an dem er selber völlig unschuldig war."

Der junge Deutsche errötete wie ein Kind.

„Ich tat nur meine Pflicht, und ich tat sie vergebens", sagte er leise.

„Für mich ist Herr Stratoff der Held des Tages", erklärte Linda plötzlich zum allgemeinen Erstaunen.

„Ich bin mir keiner derartigen Tat bewußt", meinte der Russe spöttisch. „Heldentum ist eine Erfindung der Kapitalisten und Nationalisten. Wir Kommunisten haben andere Ideale."

„Und doch sind Sie ein Held", sagte die Fürstin, ohne eine Miene zu verziehen. „Sie hatten keine Befähigung nachzuweisen, Sie hatten keine Pflicht zu erfüllen und töteten doch ohne Besinnen einen Menschen aus Courtoisie gegen eine Dame — gegen mich."

Stratoff lachte.

„Ich richtete einen pflichtvergessenen Schurken nach den Gesetzen meines Landes."

„Prachtvolle Gesetze", höhnte die Prinzessin. „Sie richteten, ohne die Verteidigung des Angeschuldigten zu hören."

„Wenn wir in Rußland auf jede Entschuldigung eines Angeklagten hören wollten, dann würden alle jene Übeltäter noch leben, die jetzt zum Besten des Landes vernichtet sind."

„Ein wunderbares Land," sagte Linda.

„Ja, es ist tatsächlich wunderbar", rief Stratoff. „Meine Damen und Herren, ich wiederhole meine Einladung von gestern, auch für Herrn Jorga und Herrn Nagel. Seien Sie für einige Zeit meine Gäste in Kalmikowskaja. Sie werden unvergeßliche Eindrücke mit sich nehmen."

„Falls wir überhaupt wieder zurückkämen", meinte die Prinzessin.

„Ich garantiere, daß Ihnen kein Haar gekrümmt wird."

„Daß Sie die Macht dazu haben, glaube ich", meinte die Prinzessin. „Wer aber garantiert für Sie?"

Stratoff überlegte einen Augenblick. Er schien weder überrascht noch beleidigt. Da fiel Linda ein:

„Ich garantiere für Herrn Stratoff und nehme als erste seine Einladung an. Und von Herrn Sanders und Herrn Nagel glaube ich, daß sie sich ebenfalls anschließen werden."

Überrascht blickte Stratoff auf die beiden Genannten, die mit keinem Zeichen ihre Zustimmung verrieten. Dann wandte er sich an Linda.

„Ihr Vertrauen ehrt mich ungeheuer, Fürstin. Immerhin würde es mich interessieren, weshalb Sie den Worten eines Bolschewisten, also eines in Ihren Augen zu allen Schandtaten fähigen Menschen, Vertrauen schenken?"

„Iwan Kermaloff lehrte mich, Sie richtig einzuschätzen."

Nur die scharfen Augen von Sanders bemerkten eine geringfügige Bewegung des Russen, als er den Namen des von ihm getöteten Kirgisen vernahm.

„Woher kennen Sie diesen Kermaloff?" fragte er anscheinend völlig unbefangen.

„Ich machte kürzlich seine Bekanntschaft. Dadurch erfuhr ich einiges über Sie, woraus ich entnahm, daß Sie nichts ohne vollste Berechnung tun. Da ich nun weiß, daß ich sowohl wie die beiden deutschen Herren Ihnen von ungeheurem Vorteil sein können, so bin ich sicher, daß wir ohne die geringste Gefahr in Ihr bolschewistisches Rußland reisen werden, um auf Ihrem Besitze die nötigen Grundlagen unseres geplanten Unternehmens zu besprechen."

Stratoff brach in ein unbändiges Gelächter aus.

„Ausgezeichnet, Frau Fürstin, ausgezeichnet," rief er.

Stefanescu legte sich protestierend ins Mittel.

„Das ist ausgeschlossen, Fürstin. Wir werden es niemals gestatten, daß Sie sich den völlig unberechenbaren Gefahren eines revolutionären Landes aussetzen. Außerdem bietet meine Gesellschaft Herrn Sanders eine derartig günstige Anstellung, wie sie ihm Herr Stratoff wohl kaum verschaffen kann."

„Und ich kann Ihnen versichern, daß der Staat Kirgisia in der Lage ist, Herrn Sanders ganz andere Anerbietungen zu machen als Ihre Gesellschaft," rief Stratoff. „Vorausgesetzt natürlich, daß die mir noch unbekannten Vorschläge danach sind."

„Ihr Wille zur Macht wird völlig auf seine Kosten kommen," sagte Linda. „Aber ich denke, wir verschieben die geschäftlichen Besprechungen für später."

Damit hob sie die Tafel auf.

(Fortsetzung folgt.)

Geduld.

Skizze von Fritz Müller.

Vor vielen Jahren, im Orientexpreßzug, holten sich Geschäftsreisende gegenseitig aus: „Worin reisen Sie?“ — „In Eisen. Und Sie?“ — „In Leinen.“ In Wolle und in Mais war auch noch einer da. Schweigsam in der Ecke saß ein Mann. Auf den drangen sie konzentrisch ein: „Und Sie, mein Herr, worin reisen Sie?“ — „In Kanalbauten.“

Es war Lesseps.

Es ging uns neulich ähnlich in dem Durchgangszuge Amsterdam—Köln—Basel—Davos. Nur daß kein Lesseps da war. Dafür ein alter Schweizer. Dem hob es langsam die buschigen Augenbrauen: „Worin ich reise? In Geduld.“

Die Geschwätzigkeiten sanken jäh zusammen. Es war, als höbe sich ein ernstes Haupt aus Plätscherwellen. Niemand fragte mehr. Jeder dachte rückwärts in sein Leben: „Bin ich in Geduld gereist?“

„Ich stand an einem Schalter,“ sagte jemand. „Viele mußten warten. Einer drängte sich vor. Geduld, mein Herr, Geduld, sagte ein anderer. Wortwechsel. Messer. Nach drei Minuten trugen sie einen Toten fort. In Geduld.“

„Schrecklich,“ hieß es, „schrecklich.“

„Tun Sie nicht so, meine Herren. Wir sind heute alle so.“

„Da muß ich doch schon bitten —“

„Erinnern Sie sich eines Ferngespräches? Sie kurbelten. Von einem Fuße auf den anderen traten Sie. Sie kurbelten. Sie fluchten. Sie kurbelten. Sie rissen an dem Apparate — war es nicht so?“

„Erlauben Sie, ein Apparat ist noch kein Mensch.“

„Die Menschen aber heute Apparate, die gekurbelt werden. Von unsichtbaren Mächten. Von ungeduldigen Mächten. Von Wesen, welche Anschluß suchen an ein anderes unsichtbares Wesen. Dazwischen ist der Mensch geschaltet. Es dreht ihn um und um. Wir hören's stampfen, fluchen um uns, man rüttelt uns, die Nervendrähte droh'n zu reißen —“

„Na, so schlimm ist's doch nicht,“ sagte ein nervöser Herr und zog die goldene Sackuhr: „Donnerwetter, wenn ich nur den Genfer Anschluß noch in Zürich kriege!“

Vom Nebenabteil hörte man ein Kinderhändchen gegen das Fenster trommeln: „Mutter, Mutter, schau die Blüten!“

„Wenn er vier Uhr fünfunddreißig eintrifft, wär's noch möglich“, knatterte der Nervöse, „mein Auto würde es schaffen — man soll wahrhaftig nur noch mit dem eigenen Auto reisen.“

„Ja“, sagte der alte Schweizer mit den buschigen Brauen.

Alle staunten: „Sie ein Auto? . . . Pferdekräfte? . . . Höchstgeschwindigkeit? . . . Marke?“

„Marke Geduld“, lächelte der Alte. „Ich habe einen Unterbrecher eingebaut: Es bleibt automatisch stehen, wenn der Hebel über zehn gestellt wird.“

„Zehn was — zehn was?“ sagte der Nervöse.

„Kilometer in der Stunde.“

Zweites Staunen. „Sie haben uns zum besten?“

„Ja, zum besten möchte ich Sie bringen. Dazu, daß Sie auf der Fahrt durchs Leben wieder unterscheiden können, was ein Grashalm ist und was ein Baum, was ein Hackstock ist und was ein Mensch.“

„Erlauben Sie, das sieht doch jedes Kind —“

„Kinder? Ja. Erwachsene freilich —“

„Mutter, Mutter, schau, die Blüten!“ jubelte es im Nebenabteil.

„Scheußlich, wenn der Genfer Anschlußzug schon abgefahren wäre!“

„Geduld!“ sagte der alte Schweizer.

„Geduld, Geduld!“ wiederholte der Nervöse bissig, was verstehen Sie darunter eigentlich?“

„Daß du Zeit hast. Daß die Zeit nicht dich hat —“

„Erlauben Sie, Sie duzen mich —“

„Verzeihung. Es war eine Erinnerung. Eine Erinnerung an die Zeit, wo ich zu niemand anderem als mir selber sprechen konnte.“

„Na ja, also Zeit haben, ist das alles?“

„Nicht alles. Mehr noch ist Verständnis für das Zeitmaß jedes Wachstums. Die Natur macht keine Sprünge. Nur der Mensch macht solche. Erst nach vorwärts. Dann nimmt er sie zurück. Der Saldo heißt Geduld.“

„Schön, schön — wenn von Ihrer Predigt unser Zug nur schneller liefe — davonliefe, hähä.“

Wir hielten den Atem an. Es würde einen Auftritt geben.

„Mutter, Mutter, die Blüten!“ jauchzte es hinter der Holzwand.

Der Schweizer lächelte. Es war ein unbeschreibliches, geruhsames Lächeln. Da faßte ich mir ein Herz: „Ihre Geduld hat eine Geschichte?“

„Nicht gerade meine. Aber wenn ich sie erzählen darf —“

Wir rückten zusammen.

„Ich hatte einen Freund. Er war verliebt. Gertrude hieß sie. Sie hat von seiner Liebe zu ihr nichts gewußt. Sonst hätte sie den Anderen nicht erhört . . . Er erfuhr es unterwegs. Unterwegs zum Freien. Am neunten Kilometerstein — zehn waren es zu ihr — erzählte es ihm der Wegmacher. Er wollte rasen. „Geduld“, sagte der alte Wegmacher. „Geduld.“ Das Herz wollte ihm brechen. „Geduld“, sagte der Wegmacher, „Geduld“. Er fand die Geduld. Erst auf dem Schiffe. Das waren dazumal noch Segler. Ein viertel Jahr lang unterwegs nach Kalifornien. Dann auf der Goldgrube. Die hieß sonderbarerweise auch „Geduld“. Er grub ein halbes Jahr. Er ergrub kein Gold. Er ergrub Geduld. Damit zog er in das Innere. Dort gab es noch die Tausendjahrezedern. Land umsonst für jeden, der es haben wollte. Unter einer Bedingung freilich. Nach drei Jahren mußte es urbar sein. Sonst fiel es an den Staat zurück.“

„Alte Geschichte“, murmelte der Nervöse und schaute auf die Uhr.

„Er hatte Hammer, Bohrer, Beil und Säge. Ferner Nägel. Dazu Feuerzeug und Holzkohle. Auch eine Büchse. Von der und von den Beeren lebte er.“

„Wie?“ fragte der Knabenkopf, der da plötzlich lauschend über der Holzwand auftauchte.

„Wie? Nun, so: Er wollte ein Heim. Er fällte Zedern.“

„Aha, und damit baute er —“

„Geduld. Noch war kein Platz. Erst mußten diese Riesenzedern fort.“

„Da braucht er doch nicht erst zu fällen“, sagte der Nervöse. „'n kleines Feuerchen im Walde und die Sache hat sich glatt gehoben.“

„Geduld. Alle Flammen brennen sich an jenen Riesenstämmen rasch zuschanden. Er hieb und hieb. In einer Woche hatte er den ersten Baum am Boden. In der zweiten Woche war die Zeder Stück um Stück zersägt. In der dritten war sie halblängs durchbohrt —“

„Durchbohrt? Wozu?“

„Geduld. Senkrecht dazu ein anderes Loch. Wie hat der Mann gewerkelt, daß sich beide Löcher trafen. Ein Tagwerk war sonst glatt verloren.“

„Verloren? Weshalb?“

„Geduld. Holzkohle eingeschoben. Angezündet. Wenn es gut geht, brennt der Baum zu Asche. Wenn es schlecht geht — neue Löcher. Er hatte Glück. Er wurde einem Baume Herr in einem Monat.“

Wir sahen uns an. Eine Ahnung überkam uns, wer in Wirklichkeit die Welt erbaut.

„Und Sie, Herr?“ fragte jemand den Nervösen.

„Was ich?“

„Wann haben Sie den ersten Baum bezwungen — in Geduld?“

„Larifarie — und ich krieg' den Genfer Anschluß doch noch —“

„Und dann?“ fragte ein glühender Knabenkopf über uns, „und dann?“

„Dann war der Platz in einem Jahre frei. Im zweiten erstand das schlichte Holzhaus. Im dritten lachte eine Ernte aus der Asche.“

„Also kann man aus Vernichtung Häuser bauen und ernten?“

„Ja, mit Geduld.“

„Und dann?“ beharrte der Knabe.

„Dann ward es eine Farm. Dann ein Ort. Jetzt ist es eine Stadt. Die Kinder fahren mit dem Auto in die Schule.“

„Oh!“ sagte der Knabe, „ich — ich —“

„Du? Du wirst erst Bäume fällen, nicht wahr — in Geduld?“

Er nickte und verschwand.

„Die Geschichte ist zu Ende?“ fragte ich.

„Nicht ganz. Der Mann betrat die alte Heimat wieder und begann —“

„Bei Kilometer neun?“

„Ja. Beim zehnten wartete Gertrude. Allein.“

„Sie wurden glücklich?“

Der alte Schweizer sagte nichts. Seine Augen sagten alles. Er selber war es, dessen Urwaldbild er uns entworfen hatte.

Zürich wurde ausgerufen. Unser Abteil wurde leer. Ich und der alte Schweizer blieben. Lächelnd sah er nach dem anderen Bahnsteig, wo ein Mann mit Schwitzen und Geschrei nach seinem Genfer Anschluß schnappte. Dann ging's weiter.

Der Alte sprach nichts mehr. Ob's ihm leid tat, daß er so aus sich herausgegangen war? Sein Leben auszubreiten, wenn auch nur verhüllt, war sonst nicht Schweizer

Art. Oder ob er mich erproben wollte in des Schweigens goldener Geduld?

Der Zug querte eine Schlucht. An den Felsenrändern sah man, daß die Wasser Tausende von Jahren sich gestaut, daß sie unermüdlich hatten nagen müssen, bis der Durchbruch gelang. Wortlos dachten wir dasselbe: Geduld . . .

Dann kam die Nacht. Durchs offene Fenster sahen die Sterne. Die Astronomen, sagte ich, hätten kürzlich einen neuen Stern entdeckt, dessen Licht schon lange unterwegs war.

„Sie sind Deutscher?“ fragte er.

Ich nickte.

Er wies nach einem dunklen, sternenarmen Himmelsstück: „Wer weiß“, sagte er, „wer weiß . . .“ Sonst nichts.

Ich verstand. Auch eines Volkes dunkler Himmel kann schon übersät von neuen Sternen sein. Nur wir wissen's nicht. Das Licht hat unsere ungeduldige Wimper noch nicht berührt.

Ich konnte mir nicht helfen. Ich drückte ihm die Hand, derweil ich in die Nacht hinaussah. Da war es mir auf einmal, als schöbe sich das Rund des Himmels langsam auseinander, wie ein Auge sich auftut. Gott schlug sein Auge auf: Wälder sanken, Städte blühten, Städte fielen, Berge wurden abgetragen, Sterne sanken, Sterne stiegen — und das alles war vibrierend in dem einen Augenaufschlag Gottes voll Geduld beschlossen.

„Was sind wir Stümper“, sagte der Alte.

Die Eulen.

Skizze von Gabriele Reuter.

Merkwürdige Dinge ereigneten sich im Park. Unheimlich war es und die Kinder fürchteten sich, hinauszugehen unter die großen, alten Bäume. Schon in der Dämmerung begann die Unruhe bei den Vögeln. Ein angstvolles Flattern, Hin- und Herschießen durch das Fliedergebüsch, wo sie ihre Nester bauten. Entsetzte Schreie, ganz rauhe, schrille Töne drangen aus den sonst so melodiensüßen Kehlen der kleinen Sänger.

Was war eigentlich geschehen? Schwer zu erklären. Der kleine Georg hatte sich unter der Eiche versteckt, die Kinder spielten am Sonntag abend Räuber und Prinzeß, das war so schön graulich im Duftern. Da stand der siebenjährige Räuber nun und lauerte. Plötzlich wehte so ein sonderbarer Wind ihm ums Gesicht und die Mütze wurde ihm vom Kopf gehoben — einfach an die Erde geworfen. Er bückte sich, hob sie auf und stülpte sie wieder auf den Kopf. Da bekam er von einem unsichtbaren Feinde eine Ohrfeige, etwas Weiches und zugleich Hartes schlug ihm ins Gesicht, daß die Augen ihm geblendet wurden und die Mütze flog ihm aufs neue vom Kopf. Etwas wie zwei kleine Lichter glühten oben im Gezweig der krausen Eiche. Schreiend lief der Junge in den hellen Kreis um die erleuchtete Veranda und berichtete —: hinten im Eichengestrüpp, da spuke es! Eine Geisterhand habe ihm zweimal die Mütze vom Kopf gehoben. Mit kleinen, seligen Schauern den Rücken hinunter lauschten die Kameraden seinem Berichte und stürmten alle zu den dunklen Stellen, aber jetzt blieben alle Mützen auf den Köpfen.

Jemand bemerkte, es wären die Eulen, die oben in dem alten Baume nisteten. Aber warum sollten die Eulen dem Jungen die Mütze vom Kopf genommen haben? Das hätte doch keinen Sinn gehabt.

— Dann lustwandelte das Fräulein im Park. Sie wollte einmal sehen, ob sie etwas von dem Eulennest erspähen könne, lauschte empor nach den niedersten Ästen, bog sie herab . . . Da brauste es ihr schon um den Kopf, daß ihr Hören und Sehen verging. Es fauchte und knarrte, wilde Flügelschläge klatschten ihr um Ohren und Kopf, böse Augen glühten aus dem Dunkel, scharfe Krallen packten ihren Nacken, sie schlug um sich — rief um Hilfe — der Diener kam — ein großer Vogel ließ seine Beute los, flog schwerfällig in die Finsternis empor.

Das Fräulein zeigte Schrammen und Kratzwunden an Nacken und Wangen. Sie beklagte sich bitter über die Unsicherheit im sonst so friedlichen Garten. Ja — da war nun weiter nichts zu tun, als mit der Flinte hinauszuziehen. Man hörte ein paar Schüsse und am nächsten Morgen lag die Eulenfamilie hingerichtet in der Milchkammer. Allesamt: Vater, Mutter und drei Kinderchen. Die Vögel sangen wieder friedlich und fröhlich in den duftenden Abend, man konnte wieder ruhigen Gemütes spazieren gehen und kein böser Spuk ängstigte die Kinder.

Die Familie ging zur Milchkammer, um die gefällten Missetäter zu besichtigen. Ach, wenn sie nur nicht so menschenähnliche Gesichter gehabt hätten . . . Die Eulenmutter machte eine kummervolle Sorgenmiene, als habe der Tod sie eben bei Berechnung des Haushaltbuches überrascht; ja, sie hatte es nicht leicht gehabt im Leben mit dem tyrannischen Gemahl und der Aufzucht der Kinder, die so viel Futter brauchten und ständig von Gefahren umdroht waren — das sah man ihr an — es war so etwas Ergeben-Geduldiges um den angedrückten Hakenschnabel und in den Fältchen, die wie eine Brille rings um die von einer dünnen Haut geschlossenen Augen lagen. Der Eulenvater, der hatte freilich einen kühnen und kriegerischen Ausdruck, sein eines Auge war eingedrückt, und das andere stand noch offen, wohl verglast aber wild — wie immer noch auf der Wacht. Unter dem ein wenig schiefen, scharfen Schnabel, der der großen Hakennase im Gesicht eines alten Generals glich, war ein schmaler Streifen roten Blutes hervorgerieselt und über die graue Federkrause geflossen. Männlich und tapfer war dies alte Eulentier dem stärkeren Feinde erlegen. Und nun die drei kleinen Eulenkinderchen. — Bei ihrem Anblick kamen den Menschenkindern die Tränen in die Augen. So weich, so flaumig silbern war ihr Gefieder, so hübsch reihten sich die winzigen Federchen um die kleinen, hellen Näschen, die so dumm unschuldig ausschauten, und ganz ahnungslos, was sie da betroffen, waren die Äuglein im Schlummer geschlossen.

Für diese heilige Dreizahl hatte die Mutter gesorgt, hatte der Vater gewacht, den Baum umkreist, auf dem ihre warme, friedliche Nestheimat lag; war mit schweren Flügelschlägen auf Beute ausgezogen, ihnen Nahrung herbeizuschaffen, hatte sich mutig auf jeden Feind geworfen, der sich doch jedenfalls mit schlechten Absichten seinem Grenzrevier genaht hatte! Mochte dieser Feind hundertmal größer sein, als er selbst, nicht einen Augenblick zögerte er, sich auf ihn zu stürzen, ihn anzugreifen, um die Heimat zu verteidigen. Nein — feige hatte er sich nicht bewiesen — als Held hatte er gelebt und gehandelt — darum mußte er nun den Tod erleiden. Und sein Weib und seine Kinder mit ihm . . . . Ausgerottet mußten sie von der Erde werden — vertilgt die ganze Brut, weil sie den Frieden des Parkes gestört hatten in der irrigen Anschauung, ihre Heimat verteidigen zu müssen . . .

— „Es kommen einem sonderbare Gedanken und Vergleiche,“ sagte sinnend der Vater der Kinder, „dunkles Rätsel — daß es ein Verbrechen sein soll, Heim und Weib und Kinder verteidigen zu müssen . . .“

Bunte Chronik

*** Die sterblichen Überreste im Postpaket.** Ein Bauer in der Umgebung von Hamburg hat dieser Tage aus Amerika ein eingeschriebenes Postpaket erhalten, über dessen Inhalt er nicht wenig bestürzt war. Es bestand in einem Häuflein Asche, die, wie der Begleitbrief mitteilte, die letzten Reste einer befreundeten Frau bildete, die vor langen Jahren nach den Vereinigten Staaten ausgewandert und deren letzter Wille gewesen war, in Deutschland an der Seite ihres Gatten begraben zu werden. Das Paket war mit 100 Dollar versichert.

*

*** „Gefärbte“ Musik im Ballsaal.** Das Höchstmaß von Vergnügen beim Tanzen kann man erst erreichen, wenn die Farben des Tanzsaales in geeigneter Weise auf die Musik, die das Tanzen begleitet, abgestimmt sind, so behaupten neuerdings besonders fein veranlagte Ballsaalästheten. Sie fügen hinzu, daß die Farben eine psychologische Wirkung ausüben: Gelb, Orange und Weiß haben etwas Erheiterndes; Grün beruhigt das Gemüt, Rosa spornt die Aktivität an, Purpur beängstigt. In einem Londoner Ballsaal sind auch schon Versuche in dieser Richtung gemacht worden. 130 verschiedene Farbentöne sind verwendet worden und die Übergänge von den einzelnen Farbentönen waren so fein, daß man den Eindruck haben sollte, als wäre die Luft gefärbt und wechselte ihre Tönung. Solch ein Ballsaal gibt gleichzeitig einen sehr schönen Hintergrund für die Toiletten der Damen ab.

*

*** Das halbierte Ich.** Die Zeitschrift für Psychiatrie und Neurologie berichtet über die merkwürdigen Wirkungen, die der Genuß von einer Kakteenart, genannt Peyotl, hervorruft. Es tritt ein Rauschzustand ein, der mehrere Stunden anhält und eine völlige Spaltung der Persönlichkeit verursacht. Das eine der beiden Ichs hat phantastische Erscheinungen, wähnt sich etwa an einen ganz anderen Ort versetzt, das andere aber erkennt die Halluzinationen als solche, vermag sie kritisch zu untersuchen und zu beschreiben. Der Rausch hinterläßt keine unangenehmen Nachwirkungen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.